

Zur Herkunft und Funktion des Begriffspaares Synchronie – Diachronie

Von Eberhard Zwirner

Das Thema der Tagung bezieht sich auf zwei Betrachtungsweisen der Sprachwissenschaft, die heut ziemlich allgemein auf den *Cours de linguistique générale* zurückgeführt werden, der 1916 von Bally und Sechehaye posthum in Paris und Lausanne veröffentlicht worden ist und der sich auf Nachschriften von Vorlesungen stützt, die Saussure zwischen 1906 und 1911 in Genf gehalten hat.

Der erste Weltkrieg mit seinem wohl ziemlich allseitigen Chauvinismus war ganz gewiß kein ganz glücklicher Zeitpunkt für die Aufnahme eines in französischer Sprache geschriebenen Werkes in Deutschland. So erschienen denn auch von den 14 Rezensionen der ersten Auflage zwar sieben in der Schweiz und vier in Frankreich, aber nur zwei in Deutschland – und während des Krieges sogar nur eine und diese von dem emeritierten Grazer Romanisten Hugo Schuchardt im „Literaturblatt für Germanische und Romanische Philologie“; nach dem Krieg eine zweite von Hermann Lommel 1921 in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“.

Aber daß der Krieg an diesem schwachen Echo nicht *allein* Schuld war, geht daraus hervor, daß von der zweiten Auflage, die 1922 in Paris herauskam, überhaupt nur noch *eine* Rezension in Deutschland erschienen ist – wiederum von Lommel, 1924 in der DLZ.

Dieses geringe Echo hatte keine politischen Gründe mehr. Die Gründe lagen eher in der Aufsplitterung in Einzelphilologien mit ihren hohen Zäunen um jeden Garten und in der anhaltenden positivistischen, allerdings auch bequemen Abneigung der Epoche gegen systematische Erörterungen. Und diese Abneigung hatte ihrerseits zwei historische Wurzeln: die Abkehr der sich entfaltenden Fachwissenschaften des 19. Jahr-

hundreds von den Spekulationen der nachkantischen Systeme: des Hegelschen im Norden, des Schellingschen im Süden in der Mitte des Jahrhunderts, und ihre Abkehr von den naturphilosophischen Spekulationen vor und nach der Jahrhundertwende – von Büchner und Moleschott bis zu Haeckel und Mach.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der synchronischen Linguistik in Deutschland – oder auch nur eine Geschichte der Rezeption Saussures in Deutschland – zu bringen. Es sei lediglich auf zwei Punkte hingewiesen, die in Beziehung zu meinem Thema stehen: erstens auf die Aspekte, unter denen der *Cours de linguistique* von den ersten beiden deutschen Rezensenten besprochen wurde, wobei ich hier davon absehen muß, wie er außerhalb Deutschlands aufgenommen und besprochen worden ist: noch im Jahr des Erscheinens von Wackernagel und Jaberg, von Gautier und Meillet, 1917 von Grammont und Jespersen; die zweite Auflage – wieder im Jahr des Erscheinens – von Uhlenbeck und Grégoire. Aber für die Geschichte der europäischen Linguistik des 20. Jahrhunderts wird die Berücksichtigung dieser Rezensionen einmal von Bedeutung sein.

Die zweite Frage, auf die ich eingehen will, betrifft die Herkunft der Unterscheidung, die das Rahmenthema unserer Tagung bildet, insbesondere ihre Beziehung zu den Unterscheidungen des Leipziger und Berliner Linguisten Georg von der Gabelentz¹. Selbstverständlich kommt es wenig auf Prioritätsfragen an, wohl aber darauf, welcher Gewinn aus den Differenzen zwischen Gabelentz und Saussure zu ziehen ist.

Vergleicht man die beiden ersten deutschen Rezensionen miteinander, so ist man beeindruckt von der Souveränität der Rezension Schuchardts und von der Aufgeschlossenheit, mit der Lommel die von Saussure diskutierten systematischen Probleme in die Diskussion zieht, die damals in Deutschland in einem allerdings relativ kleinen Kreis von Linguisten im Gange war, als deren Wortführer ich hier nur Berthold Delbrück, N. F. Finck, Rudolf Unger und vor allem den damaligen Heidelberger Romanisten Karl Vossler nenne, dessen „Positivismus und Idealismus in

¹ E. Zwirner, Die Bedeutung der Sprachstruktur für die Analyse des Sprechens. Problemgeschichtliche Erörterung, in: *Proc. of the 5th Int. Congr. of Phon. Sciences* 1964. Basel – New York 1965 S. 8; vgl. dazu auch E. Coserius, Georg von der Gabelentz et la linguistique synchronique, in: *Linguistic Studies presented to André Martinet*. New York, S. 74–100, und K.-H. Rensch, Ferdinand de Saussure und Georg von der Gabelentz, in *Phonetica* 15, 1966, S. 32–41.

der Sprachwissenschaft“ bereits 1904, also auch noch vor den Genfer Vorlesungen de Saussures, erschienen war.

Das, was diese ersten Rezensionen von der heute fast üblich gewordenen Weise, Saussure anzurufen, unterscheidet und eine mehr oder weniger aus dem Zusammenhang gehobene Distinktion als eine Unterscheidung zu verstehen, die weniger begründet, als angewendet zu werden braucht, ist die Sorgsamkeit, mit der Schuchardt und Lommel Saussure gelesen haben, der damals noch nicht als eine beinahe unantastbare Autorität galt, und mit der sie die von ihm benutzten Unterscheidungen auf ihre Begründung hin geprüft haben.

Daß die Unterscheidung eines diachronischen Aspekts von einem synchronischen sich, wenn auch mit anderen Worten, in dem Werk von Georg von der Gabelentz über „Die Sprachwissenschaft“ von 1890 findet, darauf hatte ich 1964 auf dem Kongreß für Phonetische Wissenschaften in Münster aufmerksam gemacht. Der Einwand, der mir damals von E. Buyssens gemacht worden ist, betrifft nur den Begriff des ‚Systems‘, den Saussure allerdings bereits in seinem „Mémoire“ von 1879 – und zwar schon im Titel – benutzt hatte, nicht aber die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie.

Aber auch von Georg von der Gabelentz stammt sie nicht, und wahrscheinlich stammt sie überhaupt nicht aus der Linguistik, sondern aus der Soziologie, und zwar von Auguste Comte. Denkt man an die Widerstände, denen die in unserer Generation einsetzende Mathematisierung der Linguistik bei uns begegnet ist und noch begegnet, wird man vielleicht lächeln, wenn man erfährt, daß Comte – damals Repetent an der Ecole Polytechnique – keinen Lehrstuhl in Paris bekam, weil man – ich zitiere wörtlich – seinen „mathematisierenden Materialismus“ für unmoralisch erklärte. 1902 ist ihm vor der Sorbonne ein Denkmal gesetzt worden.

Diese Abschweifung bezieht sich auf ein bei uns gelegentlich zu hörendes Argument, daß die Mathematisierung der Naturwissenschaften – und damit ihrer Objekte – zwar selbstverständlich möglich und nötig sei, daß die Gegenstände der Geisteswissenschaften, daß vor allem die Sprachen mit ihrer spezifischen Spontaneität durch objektivierende und insbesondere mathematisierende Verfahren jedoch fälschlich in Naturobjekte verwandelt und damit verfremdet würden.

Aber man brauchte nicht auf Brechts „Galilei“ zu warten, um zu wissen, welche leidenschaftlichen Widerstände zu überwinden waren, um das

sozusagen unverbindliche Spiel der Mathematik^{1a} auf beobachtbare Naturvorgänge anzuwenden, von denen man seine festen Vorstellungen hatte. Daß es dabei keineswegs nur um theologische Widerstände und um religiöse Hemmungen ging, wird dadurch bewiesen, daß sich derselbe Widerstand am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch einmal in Deutschland wiederholt hat, als Justus von Liebig nach Paris gehen mußte, um bei Gay-Lussac zu erlernen, was der junge Student in Bonn und Erlangen nicht hatte erlernen können: die mathematische Chemie. Theodor Heuß hat in seinem Bändchen über Liebig Stellen aus Briefen abgedruckt, die der 19- und 20jährige Student aus Paris geschrieben hat, in denen er über die deutsche spekulative Methode höhnt, die jeder chemischen Forschung und insbesondere der Mathematisierung der Chemie entgegenstände. Und nicht durch eine deutsche Universität, sondern durch den Großherzog von Hessen – und zwar auf Vermittlung Alexander von Humboldts – ist der Einundzwanzigjährige an die Universität Gießen berufen worden, wo er von seinen philosophierenden Kollegen abgelehnt wurde, die die mathematische Chemie auch weiterhin nicht als Wissenschaft und Liebig nicht als zur Zunft gehörig anerkannten. Im Hegelschen Deutschland schien es absurd, die Eigenschaften von Gold und Quecksilber in Gleichungen ausdrücken zu wollen. Heute heißt die Gießener Universität Justus-von-Liebig-Universität.

Und was die Mathematisierung der Geisteswissenschaften angeht, so liegen ihre Anfänge sogar schon hundert Jahre vor Comte, und zwar in der Bevölkerungsstatistik des preußischen Feldpredigers Johann Peter Süßmilch, der 1741 – also während des ersten Schlesischen Krieges (das Vorwort ist unterschrieben: „auf dem Marsch nach Schweidnitz“) – sein Hauptwerk unter dem Titel veröffentlicht hatte: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen“, wobei auch er sich bereits auf Untersuchungen der Engländer John Graunt und Petty von 1662 stützen konnte. Auguste Comte hat diese „statische“, also synchronische Soziologie expressis verbis von der „dynamischen“, d. h. diachronischen unterschieden. Und man beachte, daß es im ersten Teil des Cours noch heißt: „la linguistique *statique* et la linguistique *évolutive*“. Der heut in Edinburgh lehrende deutsche Soziologe Norbert Elias versteht in seinem 1939 erschienenen Werk über den „Prozeß der

^{1a} W. Franz, Euklid aus der Sicht der mathematischen und naturwissenschaftlichen Welt der Gegenwart (= Frankfurter Universitätsreden. Heft 38), Frankfurt 1965, S. 9.

Zivilisation“ die soziologische Betrachtungsweise unter anderem geradezu als den synchronischen, strukturellen Aspekt der Geschichtsforschung – ein Aspekt, der sich für das Selbstverständnis der inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft als fruchtbar erwiesen hat.

Die Unterscheidung von dynamischer und statischer Soziologie war also bekannt; sie stammt aus Comtes „Cours de philosophie positive“ (auch der Titel ist im Hinblick auf Saussures „Cours de linguistique générale“ nicht uninteressant), der in Paris in 6 Bänden von 1839–1842 erschienen ist. 1787 hieß es in der 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“: Wenn ich von allem Inhalte der Erkenntniß, objectiv betrachtet, abstrahiere, so ist alle Erkenntniß, subjectiv, *entweder historisch oder rational*.

Aber es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß Georg von der Gabelentz seine Unterscheidung von historisch-genealogischer und einzelsprachlicher Linguistik von Comte unmittelbar übernommen hat. Viel wahrscheinlicher ist, daß er sie von seinem Vater hatte, der sie seinerseits bei Humboldt wenigstens angedeutet finden konnte, der in der Einleitung zum Kahwi Werk die Tätigkeit des Geistes beim Sprechen von den in der Sprache schon geformten Elementen unterscheidet, von denen sie bestimmt werde, d. h. mit unseren Worten: der die progressive Realisierung im Sprechakt von der in der Sprachgemeinschaft geltenden Struktur unterscheidet (diese geltende Struktur bezieht sich selbstverständlich ebenso auf das Bezeichnende, wie auf das Bezeichnete, auf Syntax, Morphologie und Phonematik wie auf Semantik) und der beides von dem geschichtlichen Sprachwandel abhebt – ein Beziehungsgefüge, für das er das Bild des sich im Lauf des Lebens verändernden Organismus aus der Biologie, bzw. von Goethe übernimmt, der es seinerseits von Kant hatte und zwar nicht nur aus der „Kritik der Urteilskraft“ (von 1790) – man kennt die Stellen, die Goethe sich in seinem Exemplar angestrichen hatte –, sondern schon aus der „Kritik der reinen Vernunft“, allerdings erst aus der 2. Auflage (von 1787). In der „Architektonik der reinen Vernunft“ (S. 861) heißt es: „Das Ganze ist also gegliedert und nicht gehäuft; es kann zwar innerlich, aber nicht äußerlich wachsen, *wie ein thierischer Körper* dessen Wachsthum kein Glied hinzusetzt, sondern ohne Veränderung der Proportion ein jedes zu seinen Zwecken stärker und tüchtiger macht.“ Nach Auskunft des Goethe – Wörterbuchs (Tübingen, Berlin und Hamburg) kommt der Begriff des Organismus in der Weimarer Ausgabe 400 mal vor – in der hier

besonders wichtigen Ersten Abteilung 58 mal, in den Naturwissenschaftlichen Schriften 260 mal, in den Tagebücher 13 und in den Briefen 66 mal. Man kann sagen, daß der Begriff mit Goethes morphologischen Studien in seinem Sprachschatz aktiviert worden ist. Hans Conon von der Gabelentz – also der Vater – faßte, im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Sprachforschern, die einzelne Sprache als „lebenden und sich stets verändernden Organismus“ auf und verstand die einzelnen Sprachen – nun unmittelbar nach der Publikation von Comtes Werk – als *soziologische* Erscheinungen, die dem Menschen als *Verständigungsmittel* zum Zweck gemeinsamer Arbeit dienen. Hier liegt der Zusammenhang mit soziologischen Betrachtungen offen zutage.

Vom Gedankengut des Vaters am nachhaltigsten beeinflusst war das Werk des Sohnes „Die Sprachwissenschaft“ von 1891. Im Vorwort heißt es, daß für manches, was darin vielleicht zum erstenmal zu Papier gebracht sei, sein „verewigter Vater der geistige Urheber“ gewesen sei – eine sonderbare, außer-universitäre Tradition der Bildung, die sich hier von Goethe und Humboldt über Vater und Sohn von der Gabelentz bis zu Saussure erstreckt. Georg von der Gabelentz gliedert sein Werk in drei Teile; die Gliederung wird im vorangestellten Abschnitt über den „Begriff der Sprachwissenschaft“ begründet.

Es wird unterschieden:

1. die Sprache als *Erscheinung*, als jeweiliges Ausdrucksmittel für den jeweiligen Gedanken, d. h. als Rede: Saussures ‚parole‘,
2. die Sprache als eine einheitliche *Gesamtheit* solcher Ausdrucksmittel für jeden beliebigen Gedanken. „In diesem Sinn reden wir“, fährt er fort, „von der Sprache seines Volkes, einer Berufsklasse, eines Schriftstellers“: etwa Saussures ‚langue‘; Sprache in diesem Sinn sei nicht sowohl die „Gesamtheit aller Reden des Volkes, der Klasse oder des Einzelnen, als vielmehr der Gesamtheit derjenigen Fähigkeiten und Neigungen, welche die *Form*, derjenigen sachlichen Vorstellungen, welche den *Stoff* der Rede bestimmen: Saussures ‚signifiant‘ und ‚signifié‘²,
3. die Sprache als Gemeingut der Menschen, als Sprachvermögen: Saussures ‚langage‘, bzw. ‚faculté du langage‘.

² Vgl. dazu: R. Hönigswald, Über das Begriffspaar Inhalt-Gegenstand; Gestalt und Bedeutung, in: Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen. 2. Aufl. Leipzig-Berlin 1925, S. 161.

Von jeder „lebenden Sprache“ sagt Gabelentz, „daß sie in jedem Augenblick etwas Ganzes ist und daß nur das im Augenblicke in ihr Lebende in ihr wirkt“. „Im Augenblick“ darf man wohl interpretieren als: in der Präsenz der wahrnehmbaren Rede, über die zwar meßbare Zeit vergeht, in der das streng lineare physikalische Signal – in Longitudinalwellen – *abläuft*, das seinerseits aber in der gegliederten Präsenz des Verstehens und Wahrnehmens „also jeweils jetzt“ *erlebt* wird. Auch hier ist die Sprache also etwas Ganzes, und zwar ein erlebtes Ganzes, ein psychologisches Ganzes³.

Gabelentz fährt fort: „Man bildet sich nur zu gern ein, man wisse, warum etwas *jetzt* ist, wenn man weiß, wie es *früher* gewesen ist, und wenn man die einschlagenden Gesetze des Lautwandels kennt. Das ist aber nur insoweit richtig, als diese Gesetze allein die Schicksale der Wörter und Wortformen bestimmen. Weiß ich z. B., daß lateinisches f im Spanischen zu h, li vor Vokalen zu j (etwa zu unserem ach-Laut), und die Endung der zweiten Deklination im Singular o, im Plural os geworden ist, so ist es mir erklärlich, wie filius zu hijo werden mußte. Gesetzt nun, jedes Wort und jede Form der spanischen Sprache wäre auf diese Weise genetisch abgeleitet: wäre damit die spanische Sprache erklärt? Sicherlich nicht. Denn die Sprache ist ebensowenig eine Sammlung von Wörtern und Formen, wie der organische Körper eine Sammlung von Gliedern und Organen ist. Beide sind in jeder Phase ihres Lebens – (wörtlich:) – *(relativ) vollkommene Systeme*, nur von sich selbst abhängig; *ihre Teile stehen in Wechselwirkung* und jede ihrer Lebensäußerungen entspringt aus dieser Wechselwirkung. Nicht Ei, Raupe und Puppe erklären den Flug des Schmetterlings, sondern der Körper des Schmetterlings selbst. Nicht die früheren Phasen einer Sprache erklären die lebendige Rede, sondern die jeweils im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst, mit anderen Worten: der Sprachgeist“ – wie Gabelentz hier mit einem Hegelschen Terminus sagt.

Und wenn er dann fortfährt: „Dieser ist recht eigentlich das erste Objekt der einzelsprachlichen Forschung. Und soweit die Philologen ihm nachspüren, sind sie Linguisten, so gut wie der historische Sprachvergleich“, so würden wir heut dafür sagen: das oben zitierte „(relativ) geschlossene System“ sei das, was im sog. Volksgeist oder richtiger: im

³ Über den Begriff der Präsenz, vgl. a. a. O., S. 294 f. R. Hönlwald, Prinzipienfragen der Denkpsychologie, in: Kantstudien Bd. 27, 1913, Heft 3.

Geist der Sprachgemeinschaft lebt, d. h. das Koinon der in den Gehirnen der Glieder der Sprachgemeinschaft gespeicherten Systeme. (Das ist deshalb kein Biologismus, weil es heißt, daß dieser physiologische Aspekt der geltenden, tradierten Struktur zugeordnet ist, der der Vorrang gebührt). Diese Struktur sei also der erste Gegenstand der einzel-sprachlichen, bei Saussure der synchronen, heut der strukturellen Linguistik. Diese Ausdrucksweise ist deshalb besser, weil sie von vornherein den Psychologismus abwehrt, der bei Saussure in der Tradition vieler Junggrammatiker und insbesondere in der Tradition von Baudouin de Courtenay bis in die frühe Prager Phonologie, also lange über Saussure hinaus, noch anzutreffen war. „*Alles ist psychologisch in der Sprache*“, hieß es bei Saussure – vielleicht allerdings, worauf mich G. Ungeheuer aufmerksam gemacht hat, eher bei seinen Herausgebern und Interpreten, als ursprünglich bei ihm selbst.

Aber wer eine solche These heute beurteilen will, muß wissen, daß dieser Psychologismus des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts und des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts die Form war, in der im Rahmen der Linguistik der Naturalismus jener Epoche in erster Annäherung überwunden worden ist, worauf Čyževskij schon 1931 in einem Vortrag im Prager Linguistenkreis hingewiesen hat. „Der Psychologismus war es“, heißt es bei ihm, „der damals die Waffen hergab, um die Auffassung zu bekämpfen, daß die Objekte der linguistischen Forschung materiell, naturhaft, physisch sind“. Auf die falsche Konsequenz, die sich aus richtiger Einsicht ergab, hatte bereits 1920 der Heidelberger Soziologe Max Weber hingewiesen: der Irrtum liege in der Konsequenz: „was nicht physisch sei, sei psychisch. Aber der Sinn eines Rechenexempels, den jemand meint, ist doch nicht psychisch“. Und der Heidelberger Philosoph Heinrich Rickert fügte dem hinzu: „Das sollte man endlich für jedes Sinngebilde anerkennen.“ Ein solches Sinngebilde ist gewiß auch die Sprache.

Es ist hier nicht der Ort, näher auszuführen, inwiefern dieser Kurzschluß nicht nur mit der heute beliebten Zweiteilung der Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften zusammenhängt (das ergibt sich sehr klar aus der Begründung für diese Unterscheidung, die Helmholtz 1862 gegeben hat⁴), sondern auch mit den aus der Antike stammenden Begriffs-

⁴ Über das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften. Akademische Festrede 1862 (= Vorträge und Reden 1. Band), 4. Aufl. Braunschweig 1896, S. 157.

paaren, die diese Unterscheidung vorbereitet haben: Psyche und Soma, Materie und Form, Physis und Ethik bei Aristoteles. Und von Aristoteles stammt ja auch Humboldts *énergie* — ein Begriff, den Aristoteles gerade in der Diskussion des Begriffspaares Form und Materie verwendet⁵.

Aufmerksam machen möchte ich auf die Reihenfolge der Kapitel im Werk von Gabelentz: erst die einzelsprachliche Forschung, dann die genealogisch-historische. Auch sie wiederholt sich bei Saussure: erst die *linguistique synchronique*, dann die *linguistique diachronique*.

Und fragt man nach dem Wechsel der Terminologie, den Saussure hier gegenüber dem Werk seines Leipziger und Berliner Lehrers vollzogen hat, dann muß man auf die 1903 erschienenen „Grundzüge der Sprachpsychologie“ des den Junggrammatikern nahestehenden Philosophen Ottmar Dittrich verweisen, der sich allerdings erst 1904 in Leipzig habilitiert hat, so daß Saussure ihn nicht mehr persönlich gekannt haben kann. In diesen „Grundzügen“ unterscheidet Dittrich die „*synchronistische*“ Sprachwissenschaft von der „*metachronistischen*“, die Saussure dann diachronistisch nannte.

Hierher also stammen Distinktion und Terminologie Saussures. Aber ist diese heut allgemein Saussure zugeschriebene Distinktion nun überhaupt in seinem *Cours de linguistique* in dieser Form zu finden? Er selbst legt zwar Wert auf sie; aber bereits Schuchardt hat in seiner Rezension von 1917 darauf hingewiesen, daß Saussure „unter einer Art von dichotomischem Zwang“ gestanden habe, der, wo es sich um systematische Fragen handelt, allerdings so gut wie immer in die Irre führt, da er aus der Welt des Handelns stammt, in der er allerdings nicht zu vermeiden ist. Denn da, wo bei Gabelentz auf die „einzelsprachliche Forschung“ und die ihr entgegengestellte „historisch-genealogische Sprachwissenschaft“ die „allgemeine Sprachwissenschaft“ folgt, folgt bei Saussure auf die *linguistique synchronique* und die ihr entgegengesetzte *linguistique diachronique* als dritter linguistischer Aspekt die *linguistique géographique*.

Also nicht die heut allgemein auf ihn zurückgeführte Dichotomie: Synchronie-Diachronie, sondern die, wie ich zeigen will, sehr viel fruchtbarere, allerdings auch schon bei Gabelentz vorgeformte Trichotomie:

⁵ F. Überweg, *Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums*. 7. Aufl. Berlin 1886, S. 207.

Synchronie-Diachronie-Geographie stammt von Saussure, während er die Trichotomie parole-langue-langage, wie oben gezeigt, sicher von Gabelentz übernommen hat.

Aber bitte lassen Sie mich noch mit einem Wort auf das Verhältnis dieser beiden großen Linguisten zur Phonetik eingehen, die mir ja nicht deshalb wichtig ist, weil ich sie betreibe, sondern die ich betreibe, weil sie mir wichtig und zukunftssträchtig zu sein scheint.

Gabelentz stellt der „Gesamtheit der Ausdrucksmittel eines Volkes, einer Klasse, einer Person“ die „Ganzheit der wahrnehmbaren Rede“ gegenüber und scheint zunächst keine Beziehung zu sehen zwischen der Untersuchung dieser wahrnehmbaren Rede und der Phonetik. Die Phonetik ist für ihn, der damaligen Auffassung entsprechend, als Lautphysiologie, wie er 1891 ausdrücklich sagt, ein Zweig der Naturwissenschaft, kein Zweig der Sprachwissenschaft.

Prüft man aber genauer, so zeigt sich, daß gerade er derjenige gewesen zu sein scheint, der diesen Irrtum zu überwinden begann, indem er 1891 eine *Phonetik überhaupt* (nämlich die Lautphysiologie) von einer Forschungsrichtung unterschied, die es mit Schallerscheinungen der menschlichen Sprachorgane nur insoweit zu tun habe, als sie – wörtlich – „in den Sprachen (Gabelentz benutzt hier den Plural) *tatsächlich* Verwendung findet“⁶, so daß es nicht unerlaubt ist, die nun so bestimmte Phonetik im engeren Sinn der „Sprache als Erscheinung, als jeweiliges Ausdrucksmittel für den jeweiligen Gedanken“ zuzuordnen⁷.

Saussure ändert daran zunächst terminologisch, daß er die Lautphysiologie *expressis verbis* als eine „Hilfswissenschaft der Sprachwissenschaft“ bezeichnet: „une science auxiliaire de la linguistique“⁸ und vorher – im 4. Kapitel des *Cours* – wird unterschieden⁹ „la linguistique de la *langue* et la linguistique de la *parole*“ und erklärt: „La phonation, c’est-à-dire l’exécution des images acoustiques n’affecte en rien le système lui-même“ – also: die Lautgebung berühre das System in keiner Weise; in unserer Sprache heißt das: Primat des Systems, Primat der Phonematik. Saussure vergleicht die Sprache mit einer Symphonie, deren Realität unabhängig von der Art und Weise sei, in der sie aufge-

⁶ A. a. O., S. 35.

⁷ A. a. O., S. 3.

⁸ A. a. O., S. 55.

⁹ A. a. O., §. 56.

führt werde. Real ist für ihn hier also – entsprechend dem Primat der Struktur – das in einer Sprachgemeinschaft geltende *System*, nicht das, was heute als Realisierung – nämlich dieses System im wahrnehmbaren Sprechakt – bezeichnet wird, die ich aus diesen Gründen in der Phonetrie 1936 als „*Manifestierung*“ der Struktur bezeichnet habe, was nicht unbedingt schlechter gewesen sein muß¹⁰.

Und Saussure ändert ferner die zweite Trichotomie von Gabelentz, indem er die „allgemeine Sprachwissenschaft“ fallen läßt und – nun wieder wie Gabelentz – in einem vorangestellten Kapitel über „allgemeine Grundlagen“ dann nicht das „Sprachvermögen“ behandelt, sondern eben diese Unterscheidung der linguistischen Aspekte begründet und die *linguistique statique* der *linguistique évolutive*, bzw. das synchrone Gesetz dem diachronischen Gesetz gegenüberstellt: *la loi synchronique et la loi diachronique*. Er spricht von der „ *dualité interne* “ und von den „*deux linguistiques opposées dans leurs méthodes et leurs principes*“ und fährt dann fort: „Man kann sagen, daß die moderne Sprachwissenschaft sich seit ihrem Bestehen ganz und gar der Diachronie gewidmet hat. . . Wie war andererseits das Verfahren derjenigen, welche vor den sprachwissenschaftlichen Studien die Sprache untersucht haben, d. h. der ‚Grammatiker‘, die sich von den traditionellen Methoden leiten ließen? Es ist sonderbar, feststellen zu müssen, sagt er wörtlich, daß ihr Gesichtspunkt bzgl. der Frage, die uns beschäftigt, völlig einwandfrei sei. Ihre Arbeiten zeigten klar, daß sie *Zustände* beschreiben wollen, ihr Programm sei streng synchronisch¹¹. Ihr Verfahren sei daher „absolument irréprochable“. Ich brauche nur auf den im vorigen Jahr erschienenen Aufsatz von Coseriu zu verweisen, um anzudeuten, wie sehr Saussure hierin modernen Auffassungen entspricht, obwohl sicher hier noch einige Punkte zu klären wären.

Das vorige Jahrhundert aber, das die Aufklärung geradezu mit Hilfe der Entdeckung der historischen Dimension seit der Romantik, seit Niebuhr, seit Savigny, überwunden hat, stand so sehr unter dem Zwang

¹⁰ „Manifestierung ist ein sehr glücklicher Terminus und natürlich viel besser als der sonst übliche Ausdruck ‚Realisation‘, da doch eben das sprachliche *Formelement* die eigentliche Realität ist“. L. Hjelmslev, *Neue Wege der Experimentalphonetik*, in: *Nordisk Tidsskrift for Tale og Stemme* 2, 1938; wieder abgedruckt in: „*Phonetrie*“ Zweiter Teil, Basel/New York 1968, S. 143.

¹¹ 3. Aufl. Paris 1931, S. 97.

dieses diachronischen Denkens, daß schließlich die Grammatiker des 18. Jahrhunderts, d. h. alles, was vor Rask, Bopp und Grimm geschrieben worden ist, weithin als vorwissenschaftlich abgetan und dann kaum mehr gelesen worden ist. Ich zitiere Delbrück. Seine „Einleitung in das Sprachstudium“ von 1880 (seit der 5. Auflage von 1908 hieß sie präzisier: „Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen“) beginnt mit den Worten: „Als der Begründer der vergleichenden Sprachforschung Franz Bopp sich mit dem Sanskrit zu beschäftigen begann“. D. h.: was vor Bopp war, gehört nicht in eine Einleitung in das Sprachstudium (Rask wird mit einem Nebensatz abgetan). Sieht man genauer hin, so heißt für Delbrück Sprachstudium nicht so sehr „vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts“, als eigentlich „Indogermanische Sprachwissenschaft der deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts“. Denn nicht nur alles, was vor Bopp war, fehlt, (auch Vater und Sohn von der Gabelentz kommen nicht vor), sondern auch Ausländer kommen so gut wie nicht vor; eine Fußnote, die auf den Aufsatz des aus Bielitz emigrierten Sanskritisten Maurice Bloomfield „Über den griechischen Ablaut“ (im *American Journal of Philology*) hinweist, bestätigt die Regel, die wenig genug Ausnahmen kennt: Karl Verner natürlich, und dann den jungen Saussure, von dessen „Mémoire“ Delbrück ein Jahr nach seinem Erscheinen sagt, daß „es zu den tiefsten Arbeiten dieser Epoche“ gehöre¹².

Wenn wir das, was Saussure in dem Kapitel „Allgemeine Grundlagen“ behandelt, als „allgemeine Sprachwissenschaft“ bezeichnen, so müssen wir sagen, daß sie sich bei ihm nicht, wie bei Gabelentz, mit dem Sprachvermögen, sondern mit den Methoden der Linguistik beschäftigt. Und es wird zu fragen sein, welche Beziehung eine solche Untersuchung über die Methoden der Sprachwissenschaft zur Sprachwissenschaft selbst hat, die nun unter synchronischen, geographischen und diachronischen Gesichtspunkten Sprachen beschreibt und analysiert.

Aber wozu eigentlich solche prinzipiellen, solche systematischen Erörterungen? Georg von der Gabelentz hat auf diese Frage eine seiner herausfordernden, erfrischend unprofessoralen Antworten gegeben: „Wenn irgendwo“, sagt er, „so ist hier die Wissenschaft zugleich befugt und genötigt, einen rücksichtslos zu langweilen: den Teil des Publikums, meine ich, der bei Begriffsbestimmungen den Ruf zur Sache erhebt,

¹² 3. Aufl. Leipzig 1893, S. 58.

weil er nicht begreift, daß Begriffsbestimmungen zur Sache gehören“. Aber auch Gabelentz läßt dann die Frage offen, in welchem Sinn sie zur Sache gehören, die Frage also, wie sich eine Erörterung der Begriffe und Methoden der Linguistik zu dieser selbst, also zur Anwendung dieser Begriffe und Methoden verhält.

Und auch hier und heute sind wir schließlich nicht versammelt, um es bei der Erörterung von Begriffen und Methoden bewenden zu lassen, sondern, um die Saussuresche Unterscheidung für die Untersuchung der deutschen Sprache fruchtbar werden zu lassen.

Ich befinde mich nun insofern in einer glücklichen Lage, als ich über ein Archiv von Tonbändern der deutschen Hoch- und Vortragsprache, der landschaftlich gefärbten deutschen Umgangssprache und der deutschen Mundarten verfüge, das ich seit 1954 mit Unterstützung vieler Helfer und Ratgeber aufbauen konnte und ständig weiter ausbaue.

Erlauben Sie mir, daß ich an diesem Corpus exemplifiziere, also an ihm die Saussureschen Unterscheidungen verifiziere.

Es handelt sich bei diesen Aufnahmen um gesprochene – und durch die Registrierung abhörbare – Gespräche, Berichte und Erzählungen; also um Registrierungen dessen, was seit Saussure die *chaîne parlée* heißt. Da es sich bei diesem Corpus aber weder um Registrierungen „der Gesamtheit aller Reden des deutschen Volkes, seiner Klassen und seiner Einzelnen“ (um Gabelentz zu zitieren), noch um eine Registrierung „der Fähigkeiten und Neigungen, welche die Form und die sachlichen Vorstellungen, welche den Stoff der Rede bestimmen“, handeln kann, so stellt sich die Frage nach der Beziehung zwischen der Ganzheit meines Corpus und dieser Gesamtheit aller Reden, bzw. dieser Fähigkeiten, Neigungen und Vorstellungen. Diese Frage ist insofern bereits ein linguistisches Problem, als mit ihr nach dem Kriterium gesucht wird, nach dem das vorhandene Corpus der Tonbänder die Gabelentzsche „Gesamtheit der Fähigkeiten, Neigungen und Vorstellungen“ repräsentiert. Dabei besteht der Unterschied zwischen jener Ganzheit des Corpus und dieser Gesamtheit darin, daß „die Gesamtheit aller Reden“ nicht nur größer ist als jenes Corpus, das mit seinen 8000 Tonbändern immerhin ca. 2000 Abhörstunden verlangt, sondern daß diese Gesamtheit aller Reden eines Volkes einen unendlichen Grenzwert darstellt – so, als ob die Sprachgemeinschaft ihre Wörter und Sätze aus einem nicht versiegenden Born schöpfe. Die Frage nach der Beziehung zwischen jenen Ganzheiten ist also die Frage nach der *linguistischen*

Repräsentanz dieser „unendlichen Gesamtheit“, bzw. jener Fähigkeiten und Neigungen, in einem endlichen Corpus.

Idealerweise sollte ein solches Corpus von Tonbändern so groß sein, daß der Linguist alles, was ihn an einer Sprache interessiert, d. h. alle strukturell relevanten Paradigmata dieser Sprache im Syntagma der registrierten *chaîne parlée* vorfindet. Gemessen an dieser Forderung ist wahrscheinlich jedes Corpus zu klein – vor allem dann, wenn man, wie wir es tun, verlangt, daß nicht oder möglichst nicht gezielte Aufnahmen durchgeführt werden, d. h. Aufnahmen mit dem Ziel, bestimmte syntaktische oder lexikalische, morphologische oder phonematische Erscheinungen auf das Band zu bekommen, wie es z. B. Pfeffer in seiner Aufnahmeaktion getan hat. Ein solches Verfahren sollte jedenfalls eine Ausnahme bleiben.

In unserem Zusammenhang ist daran wichtig, daß schon die Bestimmung der Größe eines anzulegenden Archivs – vor aller Auswertung – bereits linguistische, aber auch soziologische und psychologische Überlegungen verlangt, d. h. Erwägungen hinsichtlich der Struktur der aufzunehmenden Sprache, also der synchronen Struktur des heutigen Deutsch.

Dabei heißt „synchron“ eine Epoche sprachlicher Veränderung, die sich mit *einer* Struktur noch adäquat beschreiben und analysieren läßt, wobei also von den Veränderungen, die sich selbstredend auch in dieser Epoche abspielen, aus methodischen Gründen abgesehen wird. Wo man den Akzent aber auf diese Veränderungen legt, wo also ein Strukturwechsel, also ein Musterwechsel erforderlich ist, der die Wahrnehmbarkeit und Beobachtbarkeit jener Veränderungen erlaubt und garantiert, ist von Diachronie die Rede.

Die Meinung der Junggrammatiker dazu bestand bekanntlich darin, daß sich dieser Wandel, ohne daß er beobachtet wird und beobachtet werden kann, kontinuierlich vollzieht¹³ – kontinuierlich in dem Sinn, daß zwischen zwei Realisierungen jeweils eine dritte denkbar ist. Da sich aber kein Zustand einer Sprache, d. h. keine Realisierung einer geltenden Struktur, ohne Zugrundelegung dieser Struktur auch nur beschreiben läßt, muß, wenn es diesen *unmerklichen* Wandel wirklich gibt, zusammen mit ihm ein Musterwechsel gedacht werden, der nun *sprung-*

¹³ Der Erste, der das klar ausgesprochen hat, ist übrigens Dante gewesen, und zwar in seiner unvollendeten Abhandlung *De vulgari eloquentia*, Kap. IX.

haft sein muß, da eine Struktur nicht dicht in eine andere übergehen kann. Das alles gilt – schon bei den Junggrammatikern – nur für den *Lautwandel*, nicht für die Veränderung morphologischer oder lexikalischer Erscheinungen, nicht für den Bedeutungswandel und nicht für die Veränderung syntaktischer Verhältnisse.

Daß diese dichten, unhörbaren Veränderungen mit bestimmten Verfahren aber tatsächlich beobachtet werden können, darf als eins der Ergebnisse der Phonometrie hingestellt werden¹⁴. Dabei ist darauf zu achten, daß dieses Nicht-hören-Können nicht, wie man zunächst denken könnte, an der Begrenztheit unseres Ohres liegt; läge es an den physiologischen Grenzen der Leistungsfähigkeit des Ohres, dann könnte es auch keinen kontinuierlichen Lautwandel geben. Dies „Nicht-hören-können“ besteht vielmehr darin, daß sich diese unmerklichen Wandlungen nur statistisch nachweisen lassen, nicht aber am einzelnen Fall, den man hören könnte. Das setzt voraus, daß in unserem zentralnervösen Speichersystem etwas geleistet wird, was dieser statistischen Arbeit korrespondiert; nur so ist es denkbar, daß sich diese statistischen Mittelwerte von Tausenden von Effekten langsam und unmerklich verschieben. Hermann Paul hat das zwar nicht in dieser Form gesagt; aber er hat mit seinen interessanten Hinweisen auf eine statistische Denkweise doch den Weg gewiesen, der hier weiterführt¹⁵.

Diese statistische Arbeit ist, wie gesagt, nicht möglich ohne die Zugrundelegung von Strukturen, wie wir in dem von uns untersuchten Fall: der deutschen Opposition Länge-Kürze beweisen konnten. Unsere Ergebnisse zeigen, wie sich die dichten Veränderungen zu dem sprunghaften Musterwechsel verhalten, der vorgenommen wird, wenn man z. B. sagt – wie es die Phonologen getan haben – : in Ostbayern sei diese Opposition der Quantität „aufgehoben“; aber sie ist noch statistisch nachweisbar –, wenn auch keine *wahrnehmbare* Größe mehr und daher in dem „relativ geschlossenen System“ des Ostbayrischen nicht mehr vorhanden.

Hier zeigt sich nun auch, welche Bedeutung dem *geographischen* Prinzip zukommt, das zwar auch Saussure nicht erfunden, aber als erster

¹⁴ E. Zwirner, Phonometrischer Beitrag zur Geographie der prosodischen Eigenschaften, in: Proc. of the IVth Int. Cong. of Phonetic Sciences 1961.

¹⁵ Prinzipien der Sprachgeschichte (1. Aufl. Halle 1880, S. 40 ff.), 5. Aufl. Halle 1920, S. 49 ff.

in diesen systematischen Zusammenhang gestellt hat. Es ist zum erstenmal wohl im Rahmen der deutschen Dialektologie zu einem Forschungsprinzip gemacht worden, obwohl es natürlich immer mitgedacht worden ist. Es wird schon mitgedacht, wenn man auch nur von einer Mehrheit von Sprachen spricht, was nun wirklich seit je geschehen ist, wofür es Zeugnisse in den ältesten Quellen der Geschichte gibt, längst ehe es Sprachwissenschaft gab, längst also auch vor der Sprachwissenschaft in Alexandrien oder den sprachphilosophischen Überlegungen bei Aristoteles oder bei Plato^{15a}.

Aber erst spät in der diachronischen Sprachwissenschaft, nämlich durch Georg Wenker, ist das geographische Prinzip in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einem Prinzip der Forschung, und zwar bemerkenswerterweise – obwohl es doch zunächst ein synchrones Prinzip ist – sogleich zu einem Prinzip der diachronischen Forschung gemacht worden. Die Diskretheit des endlichen Zeichensystems, mit dem Wenker arbeitete, und mit vollem Recht arbeitete, ist eine Konsequenz des Musterwechsels, von dem ich eben sprach. Erst durch die quantitative, phonometrische Erforschung der realisierten Strukturen konnte dieser sprunghafte Charakter des Musterwechsels überwunden, bzw. ergänzt werden – nicht aber, wie die Experimentalphonetik dachte, durch autonome Kurvenanalyse, sondern durch das, was Helmut Richter „textgesteuerte Kurvenanalyse“ nennt.

Hier läßt sich gut die Beziehung zwischen struktureller Phonetik und Phonematik demonstrieren: Für die *Phonologie* gibt es nur die Alternative: besteht eine Opposition (z. B. der Quantität) oder besteht keine? Die strukturelle Phonetik, d. h. die Phonometrie, aber zeigt (und sie kann das nur unter Zugrundelegung dieser phonologischen Alternative), daß sich die Realisierung der Opposition wandeln kann – von einer sehr kleinen, nicht mehr wahrnehmbaren, nur noch statistisch erfaßbaren Realisierung über eine eben wahrnehmbare bis zu einer sehr starken Realisierung. D. h. die Phonometrie verbindet durch diese Untersuchung das Anliegen der strukturellen Linguistik mit der Hypothese der Junggrammatiker und ihrer Auffassung vom Lautwandel.

Und hier erweist sich, wie gesagt, welche Bedeutung dem geographischen Aspekt zukommt. Dieser geographische Gesichtspunkt bewährt sich in zweierlei Hinsicht: in unserem Fall erstens im Hinblick auf die Verbrei-

^{15a} A. Borst; Der Turmbau von Babel. 3 Bände, Stuttgart 1957–60.

tung der deutschen Sprache, also im Hinblick auf die Begrenzung gegenüber den nicht-deutschen Nachbarsprachen. Und unsere Generation hat gelernt, daß auch dieses geographische Problem letztlich ein geschichtliches ist; zum anderen im Hinblick auf die verschiedenen Realisationen derselben Opposition *innerhalb* des deutschen Sprachraums, wobei es sich bei diesen geographischen Verschiedenheiten nur um Stadien der Realisierung auch wieder eines *sprachgeschichtlichen* Prozesses handeln kann. D. h. der geographische Aspekt muß zwar vom geschichtlichen unterschieden, darf aber nicht von ihm getrennt werden. Insofern hat Hugo Schuchardt in seiner Rezension recht, wenn er die engste Verbundenheit dieser Probleme Saussure gegenüber betont, und Saussure recht, wenn er sagt, daß ohne saubere Unterscheidung dieser Distinktionen auch diese Verbindung nicht zu berücksichtigen sei.

An der Stelle, an der Saussure die Unterscheidung von synchronischer und diachronischer Linguistik einführt, sagt er, daß diese *dualité interne* für *alle* Wissenschaften gelte, die es mit Werten zu tun haben: *pour toutes les sciences opérant sur des valeurs*. Auch dieser Gedanke dürfte aus der zeitgenössischen deutschen Philosophie stammen, nämlich aus der Wertphilosophie der Heidelberger und Freiburger Schule. Ich erinnere z. B. an das Werk von Heinrich Rickert „Über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“, dessen 1. Auflage 1902 erschienen ist. In dem Werk will Rickert das Wesen der Geschichte als Wissenschaft verstehen. Es kommt ihm auf die historischen Kulturerscheinungen an, und sein wichtigstes logisches Ergebnis ist, daß die individualisierende Begriffsbildung dieser Disziplinen auf einer bisher übersehenen und doch für die logische Struktur der Geschichte geradezu entscheidenden „*theoretischen Wertbeziehung*“ beruht, die die Naturwissenschaft nicht kennt: „Die Unentbehrlichkeit des Wertprinzips für das geschichtliche Denken“, heißt es wörtlich¹⁶, „ist es zugleich, die den Ausdruck Kulturwissenschaft zur Bezeichnung der historischen Disziplinen am geeignetsten macht“. Zu solchen Wertwissenschaften rechnet Saussure die Volkswirtschaftslehre, die Wirtschaftsgeschichte und die Sprachwissenschaft.

Die Sprache sei ein System von bloßen Werten, sagt er, un système de pures valeurs, das von nichts anderem als dem augenblicklichen Zustand seiner Glieder bestimmt werde¹⁷. Die Vielheit der Zeichen im verwickel-

¹⁶ 3. Aufl. Tübingen 1921, S. 22.

¹⁷ 3. Aufl. Paris 1931, S. 116.

ten System der Sprache verbiete es aber durchaus, gleichzeitig die Beziehungen in der Zeit und die Beziehungen im System zu untersuchen.

Unter „synchronischem Aspekt“ ist nun also Folgendes zu verstehen:

1. die Erforschung der in einer Gegenwart geltenden *Struktur* der betreffenden Sprache,
2. die Erforschung der in einer Gegenwart nachweisbaren *Realisierung* dieser Struktur, einschließlich aller soziologischen, situativen und geographischen Varianten,
3. die Erforschung der geographischen Grenzen jener realisierten Struktur.

Und Saussure hat sicher recht, wenn er mit Gabelentz fordert, daß dies stets die *erste* Aufgabe der linguistischen Forschung sein müßte. Aber in allen Phasen lebt diese Forschung doch davon, daß sie berücksichtigt, daß es eben um die Erforschung jeweils gegenwärtiger Phasen, d. h. eben um die Erforschung der Phase eines historischen Prozesses geht, welcher Struktur, Realisierung und Geographie in seinen Bann zwingt.

In diesem Sinn gibt es also (mit Gabelentz und Saussure) einen *Primat* des synchronischen, strukturellen Aspekts der Linguistik. Dies aber schließt die schließliche Einordnung in *sprachgeschichtliche* Zusammenhänge (auch der geographischen Räume) nicht aus, so daß ich, so unzeitgemäß das im Augenblick zu klingen scheint, durchaus mit den Junggrammatikern sagen möchte, daß die Linguistik *letztlich* doch Sprachgeschichte sei; mit anderen Worten: die *erste* Aufgabe der Synchronie wird durch die *letzte* Aufgabe der Diachronie vollendet.

Denn nicht die Vergleichung durch synchronische Analyse gewonnener Strukturen erlaubt den Zusammenhang der sog. natürlichen Sprachen zu erforschen, sondern – auch außerhalb der Indogermanistik und außerhalb genealogisch verwandter Sprachen – es bleibt die Vergleichung des *geschichtlichen* Strukturwechsels, des *geschichtlichen* Wandels der Realisierungen und der *geschichtlichen* Erörterung aller geographischen Probleme das letzte Ziel, wobei ich die Verwandtschaft der natürlichen Sprachen untereinander durch den Gedanken der *Übersetzbarkeit* bestimmt glaube¹⁸. Dabei heißt Übersetzbarkeit selbstverständlich nicht, daß jeder Satz oder jeder Inhalt eines Satzes nun tatsächlich in jede andere Sprache muß übersetzt werden können – das wäre eine unsinnige

¹⁸ E. Zwirner, Sprachen und Sprache. Ein Beitrag zur Theorie der Linguistik, in: To Honor Roman Jakobson. Essays on the occasion of his seventieth birthday, The Hague-Paris 1967.

Forderung –, wohl aber heißt es, nach der Übersetzbarkeit jedes Satzes und jedes Satzinhalts, jedes gemeinten Gedankens in jede andere Sprache zu *fragen*, während es unsinnig ist, etwa die Übersetzbarkeit eines ausgesprochenen Gedankens (und zwar unter Berücksichtigung des Bühlerschen Organonmodells) in die Sprache der Bienen untersuchen zu wollen. Im übrigen wird diese Frage nach der Übersetzbarkeit im einzelnen Fall auch wieder nur mit geschichtlichen Einschränkungen beantwortet werden können, eben weil die Sprachen sich wandeln und weil sie nach und nach alle – auch die sog. „primitiven“ – in den großen Rationalisierungsprozeß einbezogen werden, der nicht erst mit der modernen Kolonisationsbewegung begonnen hat, sondern in dem sie letztlich seit Beginn der Menschheitsgeschichte stehen, so daß ein Sachverhalt morgen in eine Sprache übersetzbar sein kann, der gestern noch nicht in sie übersetzt werden konnte. Wie weit man sogar heute schon *überall* gehen kann – auch da, wo „primitive Sprachen“ vorliegen –, zeigen die unwahrscheinlichen Erfolge der Wicliff Bibelübersetzer, mit denen Pike zusammenarbeitet^{18a}; zeigt aber auch schon die Missionstätigkeit der ersten Jahrhunderte, die uns schriftlose „barbarische Sprachen“ erhalten hat, um die sich kein gebildeter Grieche je gekümmert hätte.

Noch ein Wort zum Schluß: Wenn Jost Trier schreibt, daß Sprachinhaltsforschung Gliederungsforschung sei¹⁹, so hat diese These kürzlich zwar schon Hans Schwarz²⁰ präzisiert. Aber lassen Sie mich bitte dazu noch ein Wort sagen: wenn die Linguistik mit der ganzen Differenzierung, die ich eben angedeutet habe, auch *ein* Gesichtspunkt ist, unter dem sprachliche Quellen erforscht werden – und dazu gehören im weiteren Sinn neben den lesbaren auch die hörbaren (denn auch ein Gewährsmann, auch ein native speaker ist eine Quelle), so ist der linguistische Gesichtspunkt sicher nicht der *primäre* Gesichtspunkt, unter dem man an eine Quelle herantritt.

Das ist nur bei einem Gewährsmann der Fall, den man eigens zur Erforschung seiner Sprache irgend etwas sprechen läßt, was er gar nicht zu meinen braucht, oder etwa bei den Fragebogen des Sprachatlas, die nichts anderes aussagen, als das, wozu sie angelegt worden sind. Aber

^{18a} E. E. Wallis und M. A. Bennet, *Noch 2000 Sprachen*, Wuppertal 1964.

¹⁹ *Deutsche Bedeutungsforschung*, German. Philologie (= Germ. Bibliothek 1. Abt., 1. Reihe, Bd. 19), Heidelberg 1934, S. 175.

²⁰ Einführung in den Gedanken- und Fragenkreis der Sprachinhaltsforschung, in: *Bibliogr. Handbuch der Sprachinhaltsforschung*, Teil I, Köln/Opladen 1968.

bei jeder anderen Quelle ist das *erste* Interesse, das man an ihr nimmt, und weshalb man sie in der Regel auch nur aufbewahrt, der Inhalt bzw. der Sinn, die Aufgabe jener Quelle; und jener Inhalt ist und diese Aufgaben sind in der Regel keine wissenschaftlichen: nämlich überall da nicht, wo es sich bei jener Quelle nicht um eine Quelle ausschließlich der Wissenschaftsgeschichte handelt. Er ist, könnte man sagen, zunächst ein *praktischer* und wird unter diesem praktischen Gesichtspunkt verstanden und unter Umständen schon beantwortet: wenn ich in einem Brief gebeten werde, morgen nachmittag an die Bahn zu kommen, so ist die Entscheidung, zu der mich dieser Brief zwingt, ob ich diese Bitte erfüllen will oder nicht.

Will ich diesen Brief unter dem Gesichtspunkt der Forschung verstehen, so verlangt das (mit einer Distanzierung von mir) eine erste Verfremdung des Briefinhalts. Ich sage dann, dieser oder jener Briefschreiber hat dann und dann diesen oder jenen Empfänger (mit dem ich mich *nicht* mehr identifiziere) gebeten, zu einem bestimmten Zeitpunkt an die Bahn zu kommen. Dies ist im weiteren Sinn ein historischer Aspekt, und er verlangt, um hier eine Unterscheidung von Ungeheuer aufzunehmen, das Heraustreten aus der Kommunikation und die Einordnung jener Quelle in einen extrakommunikativen, nämlich geschichtswissenschaftlichen Zusammenhang. In diesem Sinn *muß* also der Historiker, um eine solche Quelle „historisch“ zu verstehen, sie – gemessen an der Absicht des Schreibers – *mißverstehen*.

Höchst aktuell sind solche Erwägungen bei Texten, die ihrer ganzen Absicht nach nicht in dieser Weise aus der Kommunikation entlassen sein *wollen*. Der „Römerbrief“ etwa erlaubt diese Verfremdung nicht, wie ein gestern an mich oder vor hundert Jahren an einen anderen gerichteter beliebiger Brief, sondern er erwartet von jedem Leser, daß er ihn kommunikativ versteht. Es war sicherlich nicht die Meinung des Apostels, daß er lediglich den kleinen Kreis der damaligen christlichen Gemeinde in Rom angehe. Und in diesem paulinischen Sinn ist er auch gelesen und aufbewahrt worden. Der Leser muß sich also entscheiden, ob er ihn kommunikativ oder extrakommunikativ lesen will oder lesen kann. Und der Historiker als solcher hat sich schon entschieden²¹.

Eine solche Quelle erlaubt aber stets, und zwar schon deshalb, weil sie einen Anfang und ein Ende hat, und also in diesem Sinn als abgeschlosse-

²¹ Vgl. dazu: A. von Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, Bd. 1, 4. Aufl. Leipzig 1924, S. 1.

nes Ganzes betrachtet werden kann, sie noch unter einem anderen Gesichtspunkt als unter dem historischen zu betrachten, durch den sie letztlich (in für uns unverbindlicher Form) in den Zusammenhang der Weltgeschichte gestellt wird. Sie erlaubt, sie unter dem Gesichtspunkt der Abgeschlossenheit, unter dem Aspekt ihrer Ganzheit, d. h. ihrer literarischen Struktur, ihrer Gliederung, wenn man will: ihrer künstlerischen Geschlossenheit zu untersuchen. Dieser Aspekt ist dann kommunikativ, wenn die betreffende Quelle sich selbst lediglich oder in erster Linie als literarisches Erzeugnis verstand, etwa Verse der Sappho oder des Alkaios. Dieser Aspekt ist dann extrakommunikativ, wenn, wie im Fall des Römerbriefs oder einer Rede Ciceros (in der dieser etwa für Vollmachten des Pompejus kämpfte), die betreffende Quelle *praktische* Ziele verfolgt. Und dieses Letztere gilt immer für den Gesichtspunkt der dritten philologischen Disziplin: der Linguistik. Der Linguist muß zwar bei den meisten seiner Quellen berücksichtigen, daß sie in einem praktisch – oder ästhetisch – kommunikativen Zusammenhang standen: aber indem er sie als Linguist betrachtet, verhält er sich als Forscher solchen Quellen gegenüber extrakommunikativ.

Es gibt nun eine Menge von Quellen, die unter allen Gesichtspunkten betrachtet werden können und betrachtet worden sind: unter *praktisch-kommunikativem* Gesichtspunkt und unter den wissenschaftlichen Gesichtspunkten der drei philologischen Disziplinen: der Geschichtsforschung, der Literaturwissenschaft und der Linguistik, die alle drei ihrerseits wieder (in jeweils anderem Sinn) jenes oben erörterte enge Verhältnis struktureller, realisatorischer, geographischer, geschichtlich-genealogischer Forschung in sich vereinigen.

Ich nenne von solchen Quellen nur etwa das Deboralied²², die Ilias oder die Odyssee, den Römerbrief oder etwa das Nibelungenlied oder den Sachsenspiegel. Prinzipiell aber gilt das für *jede* Quelle. Das heißt auch wieder: jene Disziplinen unterscheiden sich nicht auf Grund ihrer Gegenstände, sondern auf Grund ihrer Forschungsziele, ihrer Modelle, ihrer Voraussetzungen, kantisch gesprochen: ihrer Methoden.

In jeder dieser Wissenschaften spielt das Moment der Gliederung eine ausgezeichnete Rolle. Keine könnte ohne den Gedanken der Gliederung auskommen; jede dieser Wissenschaften kann daher in anderem Sinn als Gliederungswissenschaft bezeichnet werden, was aber aus eben diesem

²² O. Eißfeldt, Einleitung in das N. T., 3. Aufl. 1964

Grund keine glückliche Bezeichnung wäre, und zwar besonders deshalb nicht, weil die Sprachwissenschaft, so wie jede andere Wissenschaft, ihrerseits unter dem Gedanken des Systems der Wissenschaften steht, mithin eine Gliederung voraussetzt, innerhalb der allein sie selbst als Wissenschaft bestimmbar ist. Sofern sie nämlich, wie es jede moderne Wissenschaft tut, auf Grund ihres spezifischen Gründungsverfahrens Anspruch auf universelle Geltung ihrer Forschungsergebnisse erhebt, tut sie das in einer von Wissenschaft zu Wissenschaft anderen Form, da sich universelle, d. h. objektive Geltung *nur* in einem *System* von Wissenschaften entfaltet. Auch für die Sprachwissenschaft gilt das. Und obwohl es wichtig ist zu sagen, daß schlechthin alles *auch* unter sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkt muß untersucht werden können – auch die Gleichung ist ein Satz, auch das Zahlwort ist ein Wort –, ist doch nicht alles Sprachwissenschaft, sondern die Sprachwissenschaft ist *ein* Aspekt im Rahmen einer Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Aspekte. Das aber heißt nicht, daß sie die Sprache fälschlich in ein Naturobjekt verwandelt, wenn sie *sich selbst* objektiviert; sie wäre nicht Wissenschaft, wenn sie es nicht täte. Als solche *muß* sie ihr Objekt gerade in ihrer spezifischen Sprachlichkeit erfassen, also *auch* unter dem Gesichtspunkt, daß Sprache nicht *ergon* ist, sondern *enérgeia* in dem Sinn, daß der Sprecher in dem Gedanken, den er sprachlich formuliert, sich die Welt (zwar nicht so sehr in Worten, als in *Sätzen*) faßbar macht und in diesem Sinn unterwirft²³. Dies wissenschaftlich angemessen zu erfassen: eben darum bemühen wir uns, wenn wir auf unseren Tonbändern freie Rede und freie Gespräche aufnehmen, in denen sich Gedanken entfalten, indem sie sprachliche Form gewinnen.

²³ Vgl. dazu: „Erst in der *Worthaftigkeit* des Sinns bestimmt sich, wenn man diese Wendung gestatten will, die Sinnhaftigkeit des Bedeutungserlebnisses“. R. Hönigswald, Prinzipienfragen der Denkpsychologie. Vortrag am 30. IV. 1913. Kantstudien 1. c.